

(Nachdruck verboten.)

7) Das Duell.

Roman von M. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Ado If Gef.

5.

Romaschow trat auf die Treppe hinaus. Die Nacht schien noch dichter, noch schwärzer und wärmer. Der Leutnant ging tastend den Zaun entlang, hielt sich mit den Händen an ihm fest und wartete, bis sich seine Augen an die Finsternis gewöhnt haben würden. In diesem Augenblicke öffnete sich plötzlich die Tür zu Nikolajews Küche und warf für einen Augenblick einen breiten Streifen trüben, gelben Lichtes in die Dunkelheit. Jemand klatschte in dem Schmutz, und Romaschow hörte die böse, tiefe Stimme Stephans, des Burschen bei Nikolajews:

„Der kommt und kommt jeden Tag. Und weshalb er kommt, das mag der Teufel wissen! . . .“

Und eine andere Soldatenstimme, die der Leutnant nicht kannte, erwiderte mit langem faulen Gähnen gleichgültig:

„Sind das Sachen, Freund . . . fahn von Glück sagen. Nun leb wohl, Stephan.“

„Leb wohl, Vaukin, komm mal wieder.“

Romaschow stand wie angewachsen am Zaun. Er errötete vor Scham, trotz der Finsternis; sein ganzer Körper bedeckte sich plötzlich mit Schweiß, und es war, als wenn tausend Nadeln ihn an den Füßen und im Rücken stachen. „Natürlich! Sogar die Burschen machen sich darüber lustig,“ dachte er verzweifelt. Und alsbald fiel ihm der ganze heutige Abend wieder ein, und in verschiedenen Worten, im Ton der Rede, in den Blicken, die die Wirte miteinander getauscht hatten, entdeckte er mit einem Mal eine ganze Menge von ihm früher nicht bemerkter kleiner Züge, die, wie ihm jetzt schien, ein deutlicher Beweis für die Nachlässigkeit, den Spott und die ungeduldige Erregung der beiden über den langweiligen Gast waren.

„Diese Schande! Diese Schande!“ flüsterte der Leutnant, ohne sich von der Stelle zu bewegen. „Müßte es so weit kommen, daß man dich kaum duldet, wenn du kommst . . . Nein, es ist genug. Ich weiß jetzt bestimmt, es ist genug!“

In Nikolajews Gastzimmer erlosch das Licht. „Jetzt sind sie schon im Schlafzimmer,“ dachte Romaschow und stellte sich mit ungewöhnlicher Klarheit vor, wie Nikolajews sich schlafen legten, sich mit der Gleichgültigkeit und Ungeniertheit längst verheirateter Leute vor einander auskleideten und von ihm sprachen. Sie saß im bloßen Rock vor dem Spiegel und kämpte sich ihr Haar für die Nacht aus. Wladimir Jefimitsch saß im Unterzeug auf dem Bett, zog die Stiefel aus und sprach, rot vor Anstrengung, böse und schläfrig: „Weißt Du, Schurotschka, Dein Romaschow hat mich nächstens auch genug gelangweilt. Ich wundere mich, daß Du Dich mit ihm so hast?“

Schurotschka aber antwortete ihm, ohne die Haarnadel aus dem Mund zu nehmen und ohne sich umzuwenden, im Spiegel, in unzufriedenem Ton: „Er ist überhaupt nicht mein, sondern Dein Bekannter! . . .“

Es vergingen noch fünf Minuten, bis Romaschow, von qualvollen und bitteren Gedanken gepeinigt, weiterzugehen beschloß. Den ganzen langen Zaun an Nikolajews Hause entlang ging er verstoßen, vorsichtig die Füße aus dem Schmutz ziehend, als wenn man ihn hören und über etwas Bösem ertappen könnte. Nach Hause wollte er nicht: Es war ihm schon quälend und widerwärtig, an sein schmales, langes, einseitriges Zimmer mit all den bis zum Abscheu überdrüssigen Gegenständen zu denken. „Nun gerade geh ich ihr zum Trotz zu Nasanski,“ entschied er plötzlich und empfand gleichzeitig in diesem Entschluß eine Art wollüstiger Rache. „Sie hat mich wegen der Freundschaft mit Nasanski gescholten, nun also gerade! Erst recht! . . .“

Er erhob die Augen zum Himmel, drückte fest die Hand gegen die Brust und sprach inbrünstig für sich: „Ich schwöre, ich schwöre, daß ich zum letzten Mal zu ihnen gegangen bin. Ich will nicht mehr diese Erniedrigung erdulden. Das Schwöre ich!“

Und sogleich fügte er seiner Gewohnheit gemäß hinzu:

„Seine ausdrucksvollen schwarzen Augen glänzten voll Entschlossenheit und Verachtung!“

Ogleich er gar keine schwarze Augen, sondern ganz gewöhnlich gelbliche mit grünem Rand hatte.

Nasanski hatte bei seinem Kameraden, Leutnant Segrsh, gemietet. Dieser Segrsh war wahrscheinlich der älteste Leutnant in der ganzen russischen Armee, trotz tadelloser dienstlicher Führung und Teilnahme am türkischen Feldzuge. Durch ein unerklärliches Verhängnis war er dienstlich nicht befördert worden. Er war Witwer, hatte vier kleine Kinder, half sich aber dennoch mit seiner Achtundvierzig Rubel-Gage durch. Er hatte eine große Wohnung gemietet und gab Zimmer an unverheiratete Offiziere ab, hielt Pensionäre, züchtete Hühner und Truthühner und verstand ganz besonders billig und rechtzeitig Holz einzukaufen. Seine Kinder badete er selbst in einem kleinen Wadtrug, kurierte sie aus einer Hausapotheke, nähte ihnen auf der Nähmaschine Tüchchen, Höschen und Hemdchen. Schon vor seiner Verheiratung beschäftigte sich Segrsh, wie sehr viele ledige Offiziere, sehr gern mit weiblichen Handarbeiten; jetzt zwang ihn bittere Not dazu. Böse Jungen behaupteten, er schickte seine Handarbeiten heimlich irgendwohin zum Verkauf.

Aber all diese kleinen, wirtschaftlichen Kniffe und Listen halfen Segrsh wenig. Das Federvieh ging an fortwährenden Krankheiten ein; die Zimmer standen leer; die Kostgänger schimpften über schlechtes Essen und bezahlten nicht. Und regelmäßig viermal im Jahre konnte man sehen, wie der magere, lange, bärtige Segrsh mit schweißigem Gesicht in der Stadt umherirrte und verzweifelt Geld aufzutreiben suchte, wobei seine pfannkuchenförmige Mütze mit dem Schirm nach der Seite sah und sein breiter, schon vor dem Kriege hergestellter Nikolai-Mantel schlotterte und ihm flügelähnlich um die Schultern wehte.

Jetzt glänzte Licht in seinem Zimmer, und Romaschow, der an ein Fenster trat, erblickte Segrsh selbst. Er saß an einem runden Tisch unter einer Hängelampe, hatte seinen Glaskopf mit verwaschenem runzligen und schüchternen Gesicht tief gebeugt und stückte eine Art Leineneinfaß auf rotem Papier, wahrscheinlich das Bruststück eines kleinrussischen Hemdes. Romaschow trommelte gegen die Scheibe. Segrsh schrat zusammen, legte die Arbeit beiseite und trat zum Fenster.

„Ich bin es, Adam Zwanitsch. Deffnen Sie einen Augenblick,“ sagte Romaschow.

Segrsh kletterte auf das Fensterbrett und schob seine kahle Stirn und den auf einer Seite verfilzten Bart durch das Klappfenster.

„Sie sind's, Leutnant Romaschow? Was gibt's?“

„Ist Nasanski zu Hause?“

„Ja ja. Wohin soll er gehen? Ach Gott —“ Segrshs Bart zitterte am Klappfenster — „Ihr Nasanski hat mich schon hereingelegt. Schon zwei Monate lang schide ich ihm Essen, und er verspricht immer nur, zu bezahlen. Als er einzog, habe ich ihn, zur Vermeidung von Mißverständnissen, inständig gebeten . . .“

„Ja ja ja . . . das ist . . . in der Tat . . .“ unterbrach Romaschow ihn zerstreut. „Aber sagen Sie, wie geht's ihm? Kann man ihn sehen?“

„Ich denke, ja . . . er geht immer im Zimmer auf und ab.“ Segrsh horchte einen Augenblick, „er geht auch jetzt wieder. Verstehen Sie, ich habe ihm klar und deutlich gesagt: Um Mißverständnisse zu vermeiden, machen wir ab, daß die Bezahlung . . .“

„Entschuldigen Sie, Adam Zwanitsch, ich muß gleich . . .“ unterbrach ihn Romaschow, „wenn Sie erlauben, komme ich ein andermal wieder. Ich habe es sehr eilig . . .“

Er ging weiter und wandte sich um die Ecke. In der Tiefe des Gärtchens brannte bei Nasanski Licht. Ein Fenster war sperrweit geöffnet. Nasanski selbst ging ohne Ueberrock, im Unterzeug, das am Kragen aufgeknoöpft war, mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab; seine weiße Gestalt und sein goldhaariger Kopf leuchteten bald im hellen Schein der Fenster, bald verschwanden sie hinter der Zwischenwand. Romaschow kletterte über den Zaun und rief ihn an.

„Wer ist da?“ fragte Nasanski ruhig, als hätte er den Anruf erwartet, und lehnte sich zum Fenster hinaus. „?“

Sie sind's, Georgij Merezjitsch? Warten Sie: Durch die Tür ist ja weit und dunkel. Steigen Sie durch's Fenster. Geben Sie Ihre Hand."

Nasanski's Zimmer war noch ärmlischer als Komaschows. An der Wand am Fenster stand ein schmales, niedriges, ganz eingebogenes Bett, das so mager aussah, als wenn auf den Eisenstangen nur die eine rosa Pflaumbedecke läge; an der anderen Wand stand ein einfach angelegter Tisch und zwei hohe Holzböcke. In einer Zimmerdecke hing, dicht an der Wand, in der Art eines Heiligenschreins ein schmales hölzernes Wandschränken. Am Fußende des Bettes ein rötlicher Ledertoff, über und über mit Frachtzetteln besetzt. Außer diesen Gegenständen und der Lampe auf dem Tisch war im Zimmer rein gar nichts.

"Guten Tag, mein Freund," sagte Nasanski, drückte und schüttelte Komaschow fest die Hand und blickte ihm mit nachdenklichen, schönen blauen Augen gerade ins Gesicht. "Setzen Sie sich hier aufs Bett. Haben Sie gehört, daß ich mich krank gemeldet habe?"

"Ja. Nikolajew hat mir eben davon erzählt."

Wieder fiel Komaschow das schreckliche Wort des Burschen Stephan ein, und sein Gesicht verzog sich schmerzlich.

"Ah! Sie waren bei Nikolajew's?" fragte Nasanski plötzlich lebhaft und mit augenscheinlichem Interesse. "Sind Sie häufig bei ihnen?"

Ein unklares, instinktives Gefühl der Vorsicht, das durch den ungewöhnlichen Ton der Frage hervorgerufen war, veranlaßte Komaschow, zu lügen, und er erwiderte nachlässig:

"Nein, durchaus nicht oft, ich war zufällig da."

Nasanski, der im Zimmer hin und her ging, blieb vor dem Wandschränken stehen und öffnete ihn. Da stand auf dem Bord eine Karaffe mit Wodka und lag ein gleichmäßig in Scheiben zer schnittener Apfel. Mit dem Rücken dem Gast zugewandt, goß er sich schnell ein Gläschen ein und trank es aus. Komaschow sah, wie sein Rücken unter dem dünnen Leinwandhemde krampfhaft zitterte.

"Wollen Sie nicht auch?" deutete Nasanski auf das Schränkchen. "Kein üppiger Zmbiß — aber wenn Sie wollen, können wir Eierkuchen backen. Unserm „Adam“ etwas zugute tun."

"Danke. Später."

Nasanski wanderte weiter im Zimmer auf und ab, die Hände in den Hosentaschen. Nachdem er einige Schritte getan, begann er, gleichsam eine eben unterbrochene Unterhaltung fortsetzend:

"Ja. So denke ich denn immer. Und glauben Sie mir, Komaschow, ich bin glücklich. Im Regiment werden morgen alle sagen, ich hätte einen Rausch. Nun, das ist vielleicht richtig, aber doch nicht so ganz. Ich bin jetzt glücklich, aber durchaus nicht krank und leide nicht. Für gewöhnlich sind mein Verstand und mein Wille unterdrückt. Ich verschmelze dann mit dem hungrigen, seigen Haufen und bin albern, verdrießlich über mich selbst, höchst vernünftig und überlegend. Ich hasse zum Beispiel den Militärdienst, bin aber selbst Militär. Warum bin ich das? Das mag der Teufel wissen, warum! Einfach, weil man mir von klein auf immer vorgebetet hat und jetzt wieder alle behaupten, die Hauptsache im Leben sei — dienen, satt werden und gut gekleidet sein. Philosophie, sagen die Leute, ist Unsinn, ist gut für den, dem Mütterchen ein gutes Erbeil hinterlassen hat. . . . Und da tue ich dann Dinge, zu denen mich mein Herz durchaus nicht treibt, führe aus tierischer Furcht für mein Leben Befehle aus, die mir bald grausam, bald unsinnig erscheinen. Meine Existenz ist einformig wie ein Zaun. Und grau wie Soldatentuch. Ich wage nicht, über Liebe, Schönheit, meine Beziehungen zur Menschheit, über die Natur, die Gleichheit und das Glück der Menschen, über Poesie und Gott mir Gedanken zu machen. Die Leute lachen: Ha—ha—ha; das ist ja alles Philosophie! . . . Wie darf ein kaiserlicher Infanterie-Offizier über höhere Dinge nachdenken?! Das ist lachhaft, toll und unerlaubt! Diese Philosophie, hol sie der Teufel, ist lauter Unsinn, müßiges, albernes Geschwätz!"

"Dabei ist es — die Hauptsache im Leben," meinte Komaschow nachdenklich.

"Und nun kommt für mich die Zeit, die jene mit einem so grausamen Namen belegen," fuhr Nasanski, ohne ihn anzuhören, fort. Er ging fortwährend auf und ab und machte bisweilen eindringliche Gesten, bei denen er sich übrigens nicht an Komaschow, sondern an die beiden gegenüberliegenden Zimmerdecken wandte, zwischen denen er hin und her ging.

(Fortsetzung folgt.)

Weinlese.

Von Max Wittrich (Freiburg i. B.)

Wenige Geschäfte sieht der Fernstehende noch heutigentags so uneingeschränkt in Lichte poetischer Verklärung, wie das Herbstfest, die Weinlese. Wer freilich beobachtet, wie man „Träubel schneid't", kennt auch hier die Schattenseiten. Denn von dem erwarteten Jubel und Trubel in den Bergen selber ist in manchen großen Weinbau treibenden Bezirken nur wenig zu merken; daß dagegen die Zeit der Traubenernte fast alle die heimeligen, von Nebbergen umgebenen Dörfer und Städte in einen weinseligen Zustand verlegt, das wird ihnen jeglicher Reiz lassen.

Die Lage des Einheimischen in den Bergen, wie sie sich der Fernstehende vorstellt, haben für den Beteiligten schon etwas Vermutungscharakter durch die harte Arbeit. Ja, es heißt da für viele Leute so schwer schaffen, daß die Lust, dabei zu juchzen, zu tollen und zu tanzen, selbstverständlich vergeht.

Meint es gar der Himmel nicht gut mit den Erntetagen, so gehört das Herbstfest sogar zu den unangenehmsten Arbeiten. „Denn beim Regentwetter", so hat ein Rebmann im Badischen dem Professor Elard Hugo Meyer (dem Verfasser des „Badischen Volkslebens im 19. Jahrhundert") gesagt, „beim Regentwetter — nein, die Sauerer!" Das Wasser und noch mehr laufe in die Stiefel, und das sei kein Wunder bei dem schuhhohen Gras, den nassen Nebsteden und den engen Nebstößen. „Und dabei soll man noch die Beeren vom Boden zusammenlesen. Abends hat man das Kreuzweh vom vielen Bücken, und an Durst fehlt's auch nicht, dem zum Kochen nimmt man sich keine Zeit. Wurst und Schwartenmagen (und Herbstlās) ist das Feldgeschwei." Kinder und große Leute schneiden die Trauben ab. „Ist ein Dergili (kleiner Behälter) voll, so leert es der Bückträger in Bückti, das ihm, wenns gefüllt ist, zwei auf den Rücken lupfen. Seinen Bücksteden muß er fest einstopfen, daß er nicht schlüpft, wenn er über einen Rain hinab muß. Endlich steigt er am Wagen auf das Leiterli und schüttelt die Trauben in die Blüte."

Jedenfalls erfordert der Weinbau in Deutschland fast ununterbrochene Tätigkeit vom Frühjahr an bis in den Herbst, und da werden denn selbstverständlich alle Hebel in Bewegung gesetzt, nicht nur zu ernten, sondern die Weinlese auch reichlich zu gestalten. Früher zogen süddeutsche Chorsänger am Tage des Weinheiligen Urban vor das Westturm der Rebbesitzer und sangen zu Ehren St. Urbans, und die Prozessionen zugunsten einer gelegneten Weinernte haben auch heutzutage nicht aufgehört.

Andere Räte als der deutsche Weinbauer hat noch der Erntende in südlicheren Gegenden, in denen der Weinstock nach Landesitte nicht an den bei uns zumeist üblichen niedrigen Nebsteden gezogen wird. Da schlingt sich z. B. in der lombardischen Ebene die fruchtbehängene Rebgirlande von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum, und in Campanien soll es einst sogar Winzers Brauch gewesen sein, sich einen Begräbnisplatz auszubedingen, ehe er die Trauben auf den höchsten Baumwipfeln aussuchte.

Das fröhlichste, uns Deutsche anheimelndste Leben bei der Ernte in den Bergen hat neben dem Rheingau wohl das Elsaß. Die unverkennbar günstigere Lage der Weinbauern seit dem deutsch-französischen Kriege hat zu diesem großen Herzensjubel beigetragen und das Gefühl für die Arbeitslast mit der Erinnerung an politische Wetter abgeschwächt. Auch im Süden, in dem man ja vielfach körperlich härter arbeitet als bei uns, wird man ein derartiges allgemeines und doch große Ausschreitungen vermeidendes Ueberschäumen der Lebenslust oft vergebens suchen.

Die Stimmung in den Bergen hängt eben nicht allein von der gerade vor sich gehenden, sondern auch von der noch zu leistenden Arbeit ab. Muß man schon bei uns die bedeutende, in hölzernem Behälter auf dem Rücken ruhende Last vielfach von sehr steilen Höhen herunterschleppen, so kann man im Rhonetal beobachten, wie die Bewohner bereits um Mitternacht ihre Maultiere den entfernten Bergen entgegenreiben. Die Trauben werden, in ledernen Säden, auf stundenlangen beschwerlichen Wegen heimwärts geschleppt. Aber wenn endlich der Saft in den durch schlauchförmige Keller förmlich unterminierten Dörfern reist, dann steigt freilich auch hier das Barometer der Fröhlichkeit höher und zeigt auch den Mitmenschen der Winzer sonnige Tage an: warten die großen und kleinen Geschäftsleute in weinbautreibenden Gegenden doch nicht selten von Herbst zu Herbst auf Bezahlung.

Das ganze Jahr über herrscht der Kredit; die Ernte soll den Ausgleich aller Forderungen bringen. Wohl solchem Gebiete, wenn die Hoffnungen nicht getrübt haben! Da wird dann der Geruch des aus allen Keltern und Troiten fließenden frischen Saftes behaglicher eingeflogen als der schönste Blumenduft. Er erfreut Nase und Zunge und ist voll Verheißung für Magen und Herz und — in der Welt der nüchternen Wirklichkeit auch nicht zu verachten — zugleich für den Geldbeutel.

Lauter als in dem beschwerlichsten Walliser Gebiet des Muskat und Malvoisier geht die Weinlese schon in der Gegend des Jüritschsee vor sich. Pistolen und Gewehre knallen öfter in den Bergen. Die Hauptfeier folgt jedoch auch hier am Abend. Da kommt man zum Krähhahnen, zur Schlusfeier, zusammen. Dem guten alten Flüssigen wird alle Ehre angetan und die Familienmutter hat reichlich vorgesorgt auch für festere, zwischen die Zähne zu schiebende

Kleines feuilleton.

Genüsse. Vielleicht erklingt die Harmonika, und wer noch leichte Weine hat, hebt sie zum Tanzgen — und hinter der Fröhlichkeit winkt bereits neue Arbeit: die an der Kelter.

Im alten Weinlande Hellas, wo man ein himmelhohes Zauchzen während der Weinlese erwarten könnte, ist übergroßer Lebenslust schon durch die Zurückhaltung des schönen Geschlechts eine starke Grenze gezogen. Einige besonders malerische Bilder sind den Tagen der Weinlese immerhin beschieden. Wenn möglich rollt der Wirt den Vorrat an Fässern zur Meerestüste und spült sie dort aus für den neuen Jahrgang. Die Nacht halt wieder von dem Knarren der Karren, auf denen der Most (in Schläuchen) lastet. In nächtlicher Stunde, auch beim Lampenlicht, wird dem neuen Jahrgang der Weg bereitet aus den Lederbeuteln durch Schläuche in die Fässer, und nach ebenso altem Brauch findet sich manchmal der Nachbar ein und ersetzt eine freiwillige Spende des Nebensafes in die mitgebrachte Kanne. Wenn auch mehrere solcher Proben des Wohltruns beieinander Platz finden: zu einer besonderen Speise verarbeitet, wandern sie in buntem Gemisch in den Magen. Die Anpassungsfähigkeit tut auch auf diesem Gebiet Wunder, wie ja ein wendischer Bauernwagen es fertig bringt, die in einem Kopf gesammelten Reste der berühmten gewaltigen Bauernhochzeits-Mähler noch einige Tage nach der Feier aufzunehmen und zu verdauen.

Eine an die ausgelassensten Stunden am Rhein und im Elbaj erinnernde mehr lokale Weinlesefeier hat sich die ehemalige freie Reichsstadt Schweinfurt erhalten. Da schließen sogar noch die Fabriken. Alles strömt dem für die Ernte bestimmten Wagen nach aus der Stadt. Auf den rebbewachsenen Höhen aber steht die Straße entlang das junge weibliche Volk und ist ausgerüstet mit Schwärmern, Fröschen usw. und erschreckt alles, was es lieb und nicht lieb hat, mit den Geschossen des Uebermutes und der Zuneigung. Wie in ersteren Kämpfen, wird auch hier nicht nur von einer Seite geschossen, und so gibt es Stunden ausgelassener Lebensfreude. Daß die weißen Schürzen der Schönen Brandlöcher aufweisen, was schadet! Jedes derartige Kriegsbildnis ist ja doch ein Zeichen tiefer Verehrung, und so werden denn diese Kriegserinnerungen mit frommer Scheu aufbewahrt, als Zeugen jugendlicher Sieghaftigkeit, bis in das späteste Alter. Erst bei Sonnenuntergang zieht man heimwärts aus den Bergen, und (woran sonst immer der Frühling schuld sein soll), an der Verzwingung und Vereinigung zweier Herzen. — das bringen in so sonnigen Zeiten gewiß auch einmal die herblichen Tage fertig, in denen die reifen Früchte auch von Äpfel- und Nußbäumen fallen. —

Ein besonderes Kapitel nehmen die mit der Weinlese verbundenen Erntegebräuche ein. Sie sind wohl in unseren Tagen, in denen auf dem Lande wie in der Stadt das Wort: „Zeit ist Geld!“ viel lauter erkönt, schon mannigfaltig der Gleichförmigkeit unterlegen; immerhin hängt noch manch althergebrachter Brauch an der Schließung der Rebberge von der Zeit der Traubenreife an bis zum Schlusse des mitunter durch Glockengeläute eingeläuteten Traubeleschneidens.

Wir sind zur Zeit des Herbstens ein heller herber Abend und eine Mondnacht in einem der an die Weinberge gelagerten Dörferchen immer so poetisch erschienen wie eine der Volksfitten draußen zwischen den Rebrieden.

Da rücken sie bis um Mitternacht mit lautem Schellengelingel heran, die oft mit vier klügigen Rossen bespannten massigen Lastwagen. Neben den Pferden, die eine Georgine oder ein paar knallrote Kellen hinter dem Ohr baumeln haben, geht im blauen Mittel der Kutscher und weiß gar nicht recht, ob Sonne oder Mond zur Fahrt leuchten, und auch die vier oder fünf auf dem Wagen liegenden riesigen „Fah“ tragen ein Blumensträußchen in der Deffnung, durch die fortwährend der Duft des gährenden Saftes entweicht. Und hinter dem großen Fuhrwert tockelt wohl ein kleines Fahrzeuglein hin und her wie das winzige Rettungsboot am riesigen Schiffskoloh, und bringt einen Rest des an heutigen Tage gewonnenen „flüssigen Sonnenscheins“ heran. Morgen in früher Dämmerstunde schon werden Schläuche über das Trottoir in den Keller führen, der ungeberdige junge Wein wird in die uralten eigenen Fässer rinnen und darin reifen zu stolzer Ruhe. Drinnen in den alten gemüthlichen Schankstätten weilen an solchen Tagen des Einheimens die sehnhaften Feinschmecker länger als sonst, erzählen von früheren guten Weinjahren, spotten der nördlicheren Zonen, mummeln die ersten frischen Rüsse (wie sich's für den Weinlemmer gehört) und leeren dazu ein paar Flaschen mehr als sonst. Der Reue, meinen sie, scheine „ein Raib“ zu werden, ein ganz toller Bruder, der „ganz anderst“ durch die Atern zu rinnen verspreche. Und wenn sie heimgekommen sind, die trübaren Mannen, so kann dem und jenem trotz der vielen Uebung in den Freuden vortrefflicher Herbstes doch wohl noch Aehnliches geschehen wie jenem Glöckner, der erst nach Mitternacht schlafen ging und doch plötzlich angefaßt einer hellen Gasse und eines fröhlichen Treibens der Leute zum Turme rannte und das Morgenglödlein zog und erst zu spät einjah, daß er Sonne und Mond verwechselt und die Bewohnererschaft aus den Federn gerufen hatte, in die sie in solch fiderler Herbstnacht — morgens gegen 3 Uhr — noch gar nicht getrocken war. Das ist eben doch nur im „Herbstst“ möglich — bi Gott! —

bt. Die 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wurde am Montagvormittag in Meran, dem überaus lieblich gelegenen Tiroler Luftkurort, eröffnet. Die Organisation dieser ältesten und angesehensten wissenschaftlichen Wanderversammlung ist so, daß in einigen Hauptversammlungen, sogenannten allgemeinen Sitzungen, Vorträge von allgemeinerem Interesse gehalten werden, während in den 30 einzelnen Abteilungen spezielle fachwissenschaftliche Fragen zur Erörterung gestellt werden. Außerdem werden Gesamtsitzungen der naturwissenschaftlichen und der medizinischen Gruppen stattfinden, in welchen über die Vererbungslehre, über die Pellagra usw. verhandelt werden soll.

In der Eröffnungssitzung wurden zwei Vorträge gehalten; zunächst sprach Professor Wien aus Würzburg: „Ueber Elektronen“. Unter Elektronen versteht man kleine elektrische Elementarteilchen, die eine ähnliche Rolle spielen, wie die unteilbaren Atome der wägbaren Masse, die man daher gewissermaßen als elektrische Atome bezeichnen kann. Die Lehre von den Elektronen, die noch jungen Datums ist, scheint in unseren Anschauungen über die Grundelemente der Welt eine vollständige Umwälzung herbeizubringen, indem es nicht aussichtslos erscheint, auch die wägbare Masse als aus Elektronen bestehend anzusehen, also zusammengefaßt aus kleinsten elektrischen Teilchen. Abgeschlossen ist diese Lehre selbstverständlich noch nicht, speziell die Erklärung der Schwerkraft ist in einwandfreier Weise bisher nicht gelungen; sie bedeutet aber zweifellos einen nicht unbedeutenden Fortschritt auf dem Wege, ein einheitliches Bild von der Natur und den Vorgängen in ihr zu gewinnen.

Es folgte dann ein Vortrag von Dr. Koch-Hamburg: „Ueber Tropenkrankheiten“, der von Dr. Neumann verlesen wurde. Er schilderte die Fortschritte, die in der Erkenntnis und Bekämpfung vieler Tropenkrankheiten in den letzten Jahren gemacht wurden. Der Vortragende unterschied drei Gruppen von Tropenkrankheiten: Die durch das Klima verursachten (Sonnenstich, gewisse nervöse Störungen u. a.), die tropischen Infektionskrankheiten, vor allem die Malaria, und drittens solche von noch unbekannter Ursache, wie die Verberikrankheit.

Bezüglich der Infektionskrankheiten sind viele Versuche gemacht worden, gegen sie zu immunisieren (widerstandsfähig gegen Ansteckung zu machen), zumal die Eingeborenen tatsächlich immun zu sein scheinen. Doch liegen die Verhältnisse hier sehr kompliziert. Die Immunität der Eingeborenen ist keineswegs angeboren, sondern beruht darauf, daß die Leute bereits in der Kindheit von den betreffenden Krankheiten befallen wurden und durch ihr Ueberstehen immun gegen sie geworden sind. Diese Immunität ist also mit einer außerordentlichen Kindersterblichkeit und einem ständigen Rückgang der Bevölkerungsziffer verknüpft.

Bei manchen Tropenkrankheiten bleiben nach der Genesung die Krankheitsreger im Organismus noch jahrelang, so daß die gesund Gewordenen selbst immun sind, aber eine ständige Ansteckungsgefahr für ihre Umgebung bilden. Auch bei der Malaria sind solche Betrachtungen gemacht worden.

Für die Viehhaltung sind derartige Verhältnisse sehr zu beachten; immerhin wird es doch vielleicht möglich sein, durch systematische Behandlung mit regelrechter Durchimpfung wirtschaftlich brauchbare Resultate zu erzielen. —

Theater.

Kleines Theater. Sidalla. Schauspiel in fünf Akten von Frank Wedekind. — Es ist Tatsache, die fünf Akte der Sidalla wurden mit ungewöhnlich starkem ja demonstrativem Beifall angenommen. Wedekind hat seit Jahren eine Gemeinde, die seine paradox unruhige zerrissene Manier des Denkens und der Darstellung als Offenbarung eines durchaus eigenartigen Künstlergeistes empfindet oder zu empfinden behauptet. Das Sprung- und Launenhafte seiner dramatischen Kompositionen, die Willkür und Gewalttätigkeit in der Erfindung soll nach der hier herrschenden Ansicht nicht ein Zeichen mangelnder Gestaltungskraft, sondern einer inneren Fülle sein, die genialisch jeder hergebrachte Form durchbricht, einen neuen Stil und neue unerhörte Stimmungsreize schafft. Der Gewaltthase der Demonstrirerenden wird sich aus dem Kreis der Eingeschworenen und den Mitläufern zusammensetzen, die keine Gelegenheit, Modernität zu martieren, verabsäumen, aber die Wirkung schien doch über diese Grenzen hinauszugehen. Daß Wedekind den Helden seines Stückes, den budligen Verkünder des Schönheitskultus, selbst spielte, daß man aus den Worten Getmanns so gleichsam unmittelbar ein persönliches Bekenntnis des Dichters herauszuhören glaubte, das war es, was die Spannung festhielt und den Erfolg, der sonst ganz unbegreiflich gewesen wäre, entschied. Man fühlte es in dem Wedekindschen Spiele, daß an der Gestalt und damit auch am Stücke Herzblut lebt.

In Wedekinds Seele mischt sich höhnisch verzweifelter Nymismus und eine unbestimmte Sehnsucht. In dem Drama „So ist das Leben“ zeigt er einen vertriebenen König, der sein Brot damit verdient, daß er auf breiterem Schanerüst vor der lachenden Menge in Königsrollen auftritt. Die Leute halten, was er da agiert, für eine höchst lustige Parodie, ihm aber ist es bitterer Ernst damit. Der Dichter sieht in diesem Bilde — er deutet mit Nachdruck darauf hin — ein Symbol des eigenen Schicksals.

fals. Man jubele seinen Späßen zu und ahne nicht das innere Wesen, das hinter solcher Maske sich verbirgt.

Aus dem Drange, den Kontrast zwischen romantischer Sehnsucht, die in der Seele lebt, und dem gleichgültig spöttischem Gelächter, das die Welt dem schwärmerischen Träumer entgegensetzt, symbolisierend zu gestalten, ist offensichtlich auch das neue Schauspiel entstanden. In der Anlage des ersten Aktes scheint es auf eine ironisierende Tragikomödie abgesehen, aber die Don Quixotesche Komik, die in dem Weltverbesserungsplan des unscheinbaren Helden steckt, wird in dem Verlauf der Handlung und Charakteristik kaum irgendwo wirksam entwickelt, der tragische Akzent herrscht in den späteren Akten vor, verpufft aber bei der Schemenhaftigkeit der Figuren und der drolligen Absurdität der Voraussetzungen ohne Nachhall. Die Idee des kleinen verwachsenen Hetmann, einen Verein zur Züchtung von Rassenmenschen zu gründen, dessen Mitglieder, aus den schönsten Damen und Herren der zivilisierten Welt rekrutiert, sich verpflichten, einander keine Gemütsbezeugung zu verweigern, kann doch nicht anders denn als witzige Persiflage auf allerhand verfeinerte Rassen-theorien und auf Nietzsche's „Pflanzet euch nicht fort, pflanzet euch hinan!“ aufgefaßt werden. Man schmunzelt beim Erscheinen des von Hetmann als Großmeister des Schönheitsbundes eingesetzten Idealmenschen, eines blond gelockten unaussprechlich faden Geden und hofft, das Hetmannische Zukunftsreich in einem tollen satirischen Karneval vorüberziehen zu sehen. Das Grundthema, die Dissonanz von Traum und Realität, auch der Fanatismus, mit welchem der Prophet, der Welt zum Trotz, an seinem Glauben festhält, hätten auch bei solcher Ausführung mit voller Kraft hervortreten können. Statt dessen wird der Vereinsstifter mit groteskem Ernst behandelt. Die schönste Dame, die er knall und Fall im ersten Akt für seinen Bund gewinnt, verliebt sich sterblich in ihn. Es ist gewiß ein hübscher Einfall, durch diese Wendung den Helden in Verlegenheit zu bringen. Seine Lehre stempelt die Liebe zwischen Häßlichen und Schönen als Frevel wider das Gesetz der Schönheit, und getreu nach seinem Katechismus weist er das Fräulein, zu dem es ihn so mächtig hingieht, von sich. Der Konflikt dient also nur dazu, den Heroismus des Apostels heller strahlen zu lassen und wir sollen mitführend womöglich die Thränen, die Fanny Kettler in Bewunderung des unerreichten Geliebten vergießt, für echt halten! Dabei hat Bedekind verabsäumt, durch irgend einen weiter greifenden Zueingebalt, der mit der Züchtungsschulle versöhnen könnte, das geistige Niveau Hetmanns zu heben, ihn unserem Interesse näher zu bringen. Der Vortrag, den er im dritten Akte vor einem jungen Anhänger, späteren Privatdozenten, über die Quintessenz seiner Doctrinen hält, verstärkt nur noch den Eindruck des Abstrusen. Drei Lebensformen gelte es, zu überwinden, das Elend des Dimentums, der einfaamen Aljtungfernschaft und die aus unsittlichster Selbst- und Naturverachtung geborene Verehrung der Jungfräulichkeit! Sechs Monate muß er für einen Artikel, in dem er seine Anschauungen propagiert, figen. Als er herauskommt, hat ihn die Menge, die sich eben für die neue Sensation zu interessieren anfing, schon vergessen. Zweifel an seinem Verstande steigen in ihm auf; der abtrünnige Großmeister der Schönheit, der inzwischen eine reiche Braut gelapert, hegt die Veranlassung, in der Hetmann zum letztenmal sprechen soll, gegen ihn auf, man möge ihn nicht hören, der Mann sei ja wahnsinnig, und nur mit knapper Not entgeht der Arme dem „Totgeprügeltwerden“. Zuletzt will ihn ein Kommissionär als „dünnen August“ für den Zirkus engagieren. Da geht er hin und hängt sich auf. Seinen Nachlaß „Hidalla oder das Reich der Schönheit“ wird ein spitzbübischer Verleger publizieren. Die barocken Pointen sind hart und unvermittelt, ohne jeden Anlaß von dichterischer Illusion, nebeneinander gestellt. Man sieht ganz unverhüllt die Drähe, an denen die Puppen dieses Marionettenspiels zappeln.

Bedekind war ausgezeichnet in der Hauptrolle. Das in sich Gelehrte, die weltfremde Naivetät, der bis zur Pedanterie getriebene unerschütterliche Ernst des Träumers kam in seinem schlichten Spiele so überzeugend heraus, daß man darüber auf Augenblicke die Unmöglichkeit des Ganzen vergessen konnte. In dem Ensemble traten Klein-Rohden, der den Verleger, und Licho, der den jungen Adepten der Hetmannschen Lehre gab, durch feine und markante Nuancierung ihrer Rollen hervor. —

Kunst.

es. Das Charlottenburger Rathaus bringt in das architektonische Bild Charlottenburgs eine Abwechslung. Es ragt als ein Mittelpunkt in der Berlinerstraße aus dem Gewirr der alten Häuser, an denen die Stadt reich ist, empor, und zieht durch seine auffallende Gestaltung die Blicke auf sich. Der hohe Turm, der aus den Untergeschossen hoch emporsteigt, ist von allen Seiten der Stadt zu sehen. Die architektonische Anlage ist einfach. Zu beiden Seiten des Turmes Seitenfronten, die von einem breit abfallenden Dach gekrönt sind. So sondert sich das Haus ab von der Straße, ohne das Straßenbild zu stören. Niesenhafte Blöde sind in künstlich unregelmäßigem Bau geschichtet. Das Gebäude erhält dadurch einen massigen, entschiedenem Charakter, der zu dem monumental an Aufbau gut paßt und einheitlich dem ganzem zu einem großen Eindruck verhilft. Soweit wäre nichts einzuwenden.

Leider aber hat der Architekt diese Größe der Auffassung nicht immer innegehalten. An der Vorderfront begegnen wir einer störenden Ueberfülle an Schmud. Da sind Gestalten und Wappen

und Embleme, die den einheitlichen Eindruck zerstören. Und auch der schöne hochragende Turm erhält eine kleinliche Betonung, die die sonst harten und entschiedenen Linien seines Aufbaues nicht ergänzt, sondern abbricht.

Was die Ausstattung der Innenräume anlangt, so hat der Architekt sich hier beschränkt, mit dem Raum verschwenderisch umzugehen. Da sind Korridore von überraschenden Dimensionen. Die Stuben sind hoch und licht. Durch diese oft übertriebene Verschwendung tritt schon jetzt ein Mangel an benutzbaren Räumlichkeiten ein, und man nimmt in Aussicht, das daneben liegende Häuschen niederzureißen. Dann aber verschiebt sich der Grundriß, und der im Mittelpunkt gedachte Turm steht dann an der Seite. Was tun? Vielleicht errichtet man dann an der entsprechenden Seite noch einen gleichen Turm, was wieder für den Gesamteindruck nicht glücklich wäre. Auch ist das Treppenhaus im Verhältnis zu der sonstigen verschwenderischen Raumgestaltung klein und notdürftig. Die Glasfenster des Treppenhauses sind bunt, weiter nichts. Künstlerisches Gepräge haben sie nicht.

Hat so der Architekt eigentlich nur äußerlich den Raum benutzt und ihn nicht gestaltet, so ist die Innenausstattung gänzlich dem Tapezier überlassen. Kein Künstler wurde herangezogen. Die Sitzungssäle — ein Fehler des Architekten — liegen zum Teil im Dunkeln und weilen sich, so anspruchsvoll sie auftreten, mit einer mangelhaften Beleuchtung begnügen. Im übrigen wird mit der üblichen Holzverkleidung überreich getwirtschaftet. Materialverschwendung, keine Kunst! Nirgends eine praktische Gestaltung eines Innenraumes, nirgends eine aparte Farbigkeit. Nach bestehendem Schema angelegt, soll das Material imponieren. Eine unkultivierte, primitive Kunstausfassung, die antiquiert wirkt in einer Zeit, die über namhafte Künstler verfügt, die einen Raum würdig zu gestalten wissen. —

Aus dem Tierleben.

— Die Hornringe der Kuh. Während das Horn der Rinder durchweg gleichmäßig glatt und eben ist, zeigen die Hörner der Kühe je nach dem Alter derselben in geringen Abständen Einschnürungen und wulstförmige Erhebungen, die als Hornringe bezeichnet werden und gemeinhin auch zur Altersbestimmung der Kühe wertvolle Anhaltspunkte geben. Dem jungen Rinde fehlen diese Hornringe, die sich während der Trächtigkeit der Tiere ausbilden. Das Horn wächst, so lange ihm gleichmäßig viel und genügende Nahrung zuzießt, gleich stark fort und behält eine glatte Oberfläche. Während der Trächtigkeit wird die Nahrungszufuhr nach dem Horn aber geringer; infolgedessen wird der während der Zeit der Trächtigkeit (280 bis 288 Tage) zuwachsende kleine Hornabschnitt etwas dünner, weil die zuzießende Nahrung zwar noch für ein geringes Längentwachstum, aber nicht mehr für die Ausbildung in der gleichen Dike ausreicht — das Horn schnürt sich ein. Nach der Geburt des Kalbes fließt wieder die volle Nahrung zu, und das Horn erhält nun durch die ganze Strecke, die es bis zur nächsten Trächtigkeitsperiode wächst, wieder die frühere Dike. Die Zahl der Ringe zeigt sonach die Anzahl der Geburten einer Kuh an, und folgen diese regelmäßig nach einander, so zeigt sich dies auch an den gleichmäßigen Abständen der Hornringe. Hat die Kuh hingegen nicht in jedem Jahre ein Kalb gehabt, so zeigt sich das durch einen größeren Abstand zwischen zwei Hornringen an. Bei Feststellung des Alters pflegt man zu der Zahl der Ringe zwei (als Lebensalter der Kuh bei der ersten Geburt) zu addieren; dazu wären alsdann noch eventuelle Kaltzeiten zuzuzählen, falls solche durch Läden zwischen den Hornringen angezeigt sind. Nur ausnahmsweise finden sich auch an den Hörnern der Ochsen solche Ringe, die in solchen Fällen entstanden, wenn die Tiere periodisch oder längere Zeit über ihre Kräfte angestrengt waren oder schlecht ernährt wurden, so daß sie nicht mehr in der Lage waren, die zur Bildung der Hornsubstanz erforderlichen überschüssigen Nährstoffe herzugeben. —

(„Prometheus“)

Notizen.

— Gerhart Hauptmann hat sein neues Stück „Die fröhlichen Jungfrauen von Bischofsberg“ in „Die ledigen Mädchen von Bischofsberg“ umgetauft. —

— „Die Kunst, zu heiraten“, ein Possenspiel von Max Kreger, hatte bei der Aufführung im Mainzer Stadttheater Erfolg. —

— Ein vogtländisches Städtebund-Theater, und zwar für die Städte Auerbach, Falkenstein, Lengsfeld und Treuen, will der Regisseur Fischer-Achten gründen. —

c. Carl Twains lustige Skizze „Wie ich eine landwirtschaftliche Zeitung redigierte“ wird von Gabriel Timmory in ein Theaterstück umgemodelt. Das Stück soll den Titel „Der Landwirt von Chicago“ führen. —

— Das berühmte Musikhistorische Museum des Herrn de Wit in Leipzig ist von einem Privatmann angekauft worden. Das Museum, das zahlreiche Arten von Instrumenten enthält, wird dem Kölner Konservatorium als Geschenk zufallen. —